Universität Tübingen
20

Reden

anläßlich der

Rektoratsübergabe am 3. Mai 1923
im Festsaal der neuen Aula

1.

Jahresbericht für die Zeit vom 30. April 1922 bis zum 3. Mai 1923 erstattet vom abgehenden Rektor Professor Dr. Ignaz Rohr

2.

Rede des antretenden Rektors Professor Dr. August Hegler über „Fragen der studentischen Wirtschaftshilfe“

3.

Dem Gedächtnis der Professoren Dr. Wislicenus und Dr. v. Wurster

Tübingen / Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) / 1923

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK FREIBURG

Jahresbericht
erstattet vom abgehenden Rektor Professor Dr. Ignaz Rohr.

Herr Staatspräsident!
Geehrte Gäste und Kollegen! Meine lieben Kommilitonen!

Der Rechenschaftsbericht des vorausgegangenen Studienjahres klang aus in dem Wunsche, „es möchte auch im kommenden Jahre unsrer lieben alten Eberhardo-Carolina mit Gottes Hilfe ruhige, fruchtbare Arbeit beschieden sein". Der Wunsch hat sich erfüllt. Und daß er sich erfüllt hat trotz des Druckes von außen und trotz der Not im Innern, das ist's, was diesem Festakte einen besonders freudigen Charakter verleiht und eine Bedeutung sichert, die weit hinausgreift über den Interessenkreis der Universität mit ihren Lehrern, Hörern und Instituten. Und nicht nur eine Freude, sondern eine Genugtuung für Opfer und Mühen ist es besonders für unsere Gönner und Förderer, die wir heute in unsrer Mitte begrüßen dürfen. Ich heiße sie alle herzlich willkommen, insbesondere Herrn Staatspräsidenten Dr. v. Hieber, Herrn Ministerialpräsidenten Dr. von Bälz und Herrn Ministerialrat Bauer. Sie bekunden durch ihr Erscheinen das Verständnis für die Bedeutung und das Interesse für das Gedeihen unsrer Universität In Herrn Ministerialrat Bauer begrüßen wir zugleich den neuen Berichterstatter für das Universitätswesen im Kultministerium. Hat er sein hohes und verantwortungsvolles Amt auch erst vor einem Semester übernommen, so hat er doch durch wiederholtes Erscheinen in unsrer Mitte, durch einläßliche Rücksprache mit den Kollegen und durch Besichtigung der Institute den redlichen Willen bewiesen, unseren Betrieb in seiner ganzen Ausdehnung und mit all seinen Forderungen kennen zu lernen. Mögen ihm auf seinem neuen Arbeitsfelde reiche Erfolge und namentlich volle persönliche Befriedigung beschieden sein.

Mit Freuden benütze ich diese Gelegenheit, seines Vorgängers zu gedenken, des von uns allen hochverehrten Herrn Ministerialrats Dr. Buhl. In kritischer Zeit hat er das Universitätsreferat übernommen und nur kurze Zeit hat er es inne gehabt. Trotzdem verstand er es, sich in alle seine Zweige einzuarbeiten und der Universität ein Förderer im besten Sinne des Wortes zu sein. Er ließ sich, wie er selber sagte, leiten von dem Bewußtsein, daß ihm mit der Universität ein Kleinod anvertraut sei. Unser dankbares Gedenken bleibt ihm dauernd gesichert.

Unsre eigene Arbeit an der Universität war, Gott sei Dank, eine von außen her ungestörte. Auch in der Organisation galt es nur, die bereits begonnenen Aenderungen und Neuerungen vollends auszubauen. So gelang es nach langwierigen Verhandlungen, die juristische und die staatswissenschaftliche Fakultät zu einer rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen zu vereinigen, nachdem die staatswissenschaftliche sich eben noch eine feste Prüfungsordnung und damit dem Studium der Volkswirtschaft eine solide Norm gegeben hatte.

Sodann wurde ein schreiender Notstand gehoben durch entsprechende Fürsorge für den akademischen Nachwuchs. Den Privatdozenten ist eine staatliche Beihilfe zu ihrem Privateinkommen ermöglicht bis zu 70 % des jeweiligen Anfangseinkommens der

Gruppe 10 der Besoldungsordnung. Zwar ist mit der Rücksichtnahme auf das Privateinkommen ein sehr labiles Moment gegeben, aber es ist wenigstens einmal ein energischer Anlauf genommen, der Not zu begegnen.

Dasselbe gilt von den Instituten der Hochschule, Kliniken und Bibliothek mit eingeschlossen. Die unheimliche Steigerung der Preise und Löhne bedrohen sie geradezu in ihrem Fortbestand. Trotzdem konnte das botanische und physiologische, sowie die chirurgische und die Frauenklinik Vergrößerungen, das pathologisch-anatomische Erneuerungen vornehmen, das geologische und mineralogische, das geographische, das prähistorische, das kunsthistorische und das völkerrechtliche ihren Bestand wesentlich erweitern und umgruppieren, das geologische überdies die Drucklegung eines Kataloges wagen. Die Uebernahme des Schlosses Hohen-Tübingen in die Verwaltung der Universität sichert ihr weitere Ausdehnungsmöglichkeiten. Für die Zwecke der Leibesübungen der Studierenden gelang es, einen besondern Sportplatz zu sichern. Das früher so blühende Reitinstitut schien wenigstens in einem Teile seines Bestandes wiederhergestellt werden zu können. Wir geben diese Hoffnung vorerst nicht auf. Dagegen bedeutet das verflossene Studienjahr geradezu einen Wendepunkt für den Musikbetrieb in Theorie und Praxis. Dank der unermüdlichen Werbetätigkeit des Herrn Professors Dr. Hasse konnte im Pfleghof eine neue Orgel erstellt und am 16. Juli der Oeffentlichkeit übergeben werden in einem Konzert, das seine Weihe empfing durch Karl Straube, den derzeitigen Inhaber der Stelle weiland Johann Sebastian Bachs an St. Thomas zu Leipzig. Am 4. März aber war es möglich, ein musikwissenschaftliches Institut zu eröffnen im selben Raume mit einem erstklassigen Konzertflügel und einer in der kurzen Zwischenzeit schon wieder erweiterten musikwissenschaftlichen Handbibliothek, beides Geschenke der Firma Grotrian-Steinweg in Braunschweig. Die Vollendung erhielt das Ganze durch die philosophische Fakultät, indem sie die Musikwissenschaft zum Prüfungsfach erhob und mit dem Promotionsrechte ausstattete.

Eine Feier ganz andrer Art hatte die Sonnenwende 1922 gebracht: die Weihe des Ehrenmals der Universität für ihre im Weltkriege gefallenen Söhne. Sie wird allen Teilnehmern, den Angehörigen der Universität wie der kleinen, aber gewählten Schar geladener Gäste unvergeßlich bleiben. Für den noch nicht ganz vollendeten gärtnerischen Schmuck sind die Mittel durch eine hochherzige Schenkung bereits zur Verfügung gestellt.

Drei Wochen früher, am 1. und 2. Juni hatten die Wettkämpfe der Hochschulen Stuttgart, Hohenheim und Tübingen auf den hiesigen Turn- und Sportplätzen stattgefunden. Und es war wohl eine Anregung dieser Feier, aber auch der Ausdruck des Bewußtseins, daß die Körper- und Gesundheitspflege einen Ersatz für den abgeschafften Militärdienst dringend fordern, wenn die Studentenschaft den Beschluß durchsetzte, jedem Akademiker die Leibesübungen in irgendeiner Form zur Pflicht zu machen. Die nähere Bestimmung dieser Form wurde wesentlich erleichtert durch das Angebot des Herrn Kollegen Dr. Weitz und seiner Mitarbeiter, jeden derzeitigen Studenten und fortan jeden neuankommenden Akademiker auf seinen Gesundheitsstand unentgeltlich zu untersuchen. Bei 70 % des Gesamtbestandes ist die Untersuchung bereits durchgeführt. Dabei wurden manche latente Krankheiten festgestellt und sofort auch ihre Bekämpfung eingeleitet, leider aber auch vielfach Unterernährung konstatiert, selbst bei Studierenden aus besser situierten Kreisen. Für die Studentenhilfe eröffnet sich also hier noch ein weites Arbeitsfeld und über die Leistungen des letzten Jahres wäre sehr viel zu berichten. Allein der abtretende Rektor hat kein Recht, dem antretenden vorzugreifen, denn die Studentenhilfe ist dessen Domäne.

Aber hier wie auf allen andern Gebieten können wir mit Genugtuung feststellen: den harten Kampf um ihren Fortbestand, den die Not der Zeit mit sich gebracht, führt die Universität auf der ganzen Linie mit zähester Ausdauer, teilweise sogar mit Geländegewinn. Leider hat dieser Kampf uns zwei teuere Menschenleben gekostet. Es verstarb am 8. Juni vorigen Jahres Herr Kollege Wislicenus, am 4. Januar dieses Jahres Herr Kollege von Wurster. Wislicenus hat als Lehrer, wie als Forscher und Organisator Hervorragendes geleistet. Das chemische Institut, das während seiner Amtszeit gebaut wurde, wird seinen Namen noch nach Generationen künden. Kollege von Wurster war von der Seelsorge weg an unsre Hochschule berufen worden und war und blieb eine glückliche Verbindung von Theorie und Praxis, der seine reichen Erfahrungen namentlich im Dienste der Studentenhilfe betätigte. Das Andenken beider Kollegen wird bei uns im Segen sein.

Dagegen hat die Zahl der Ordinarien im verflossenen Studienjahr keine Lücken bekommen durch Annahme eines Rufes, obgleich Herrn Kollegen v. Beckerath, Mayer, Littmann, Trendelenburg sich die Möglichkeit dazu bot, letzterem sogar zu wiederholtenmalen, und so wollen wir hoffen, daß er trotz eines dritten Rufes uns erhalten bleibt und ebenso die Kollegen Stock und Wilbrandt, mit denen noch Verhandlungen schweben.

Von den Nichtordinarien haben einen Ruf nach auswärts angenommen die Herrn Kollegen Deuchler, Günter, Krzymowski, Prell und Faber, doch ist Faber bereits als Ordinarius wiedergekehrt. — Emeritiert wurden die Herrn Kollegen von Schlatter und von Müller, pensioniert Pfau, doch können sie alle zu unsrer Freude ihre Lehrtätigkeit fortsetzen. Habilitiert haben sich: Herr Dr. Lutz für Hygiene, Scherer für Augenheilkunde, Locher für deutsches und bürgerliches Recht, Bilfinger für Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht, Ohlkers für Botanik, Schönhardt für Mathematik, Dörries für Kirchengeschichte, Back für experimentelle Physik, Gänßlen für innere Medizin.

Bei der Studentenschaft ist erfreulicherweise nur ein Todesfall zu beklagen. Am 26. November starb der Studierende der Mathematik Ernst Vogel. Dagegen macht sich, wie mit dem Abebben der Sturmflut der Kriegsteilnehmer nicht anders zu erwarten war, eine kleine Abnahme der Hörerzahl bemerklich: im Sommersemester 3180 gegen 3302 im Vorjahr, im Wintersemester 2513 gegen 2756. Doch stehen beide Zahlen immer noch über denen der Vorkriegszeit. Daß mit der Zahl nicht auch die Qualität abgenommen hat, bekundet die Zunahme der Promotionen bei mehreren Fakultäten, und ebenso die der Habilitationen. Die Gefahr, an die die herrschende Not immerhin denken ließe, daß die Universitäten zu Fachschulen für die einzelnen Berufe herabsinken würden, ist damit vorerst behoben. Möge es auch in Zukunft gelingen, der akademischen Jugend diesen Idealismus zu erhalten. Die erfreuliche Tatsache, daß sie ihn auch in trüber Zeit nicht verkümmern ließ, ist wohl der Hauptgrund, daß der Universität ihre bisherigen Gönner erhalten blieben und teils sie, teils wir noch neue geworben haben. Die Schenkungen dieses Jahres übersteigen die des Vorjahres um ein Mehrfaches und Heimat und Fremde haben dazu beigesteuert; neben Papiermark amerikanische Dollars und englische Pfunde, holländische Gulden und schwedische und tschechische Kronen, argentinische Pesos und spanische Pesetas, italienische Lire und Schweizer und selbst französische Franken, letztere sogar mit der ausdrücklichen Zweckbestimmung: „als Huldigung an die deutsche Nation". All den edlen Gebern möchte ich auch von dieser Stelle aus unsern innigsten Dank abstatten. Für uns aber soll ihr Wohlwollen und ihr Vertrauen ein mächtiger Antrieb sein, der Universität ihren Ruf und ihren Charakter zu wahren als Pflanzstätte der Berufstüchtigkeit und vaterländischer Gesinnung, als Pflegestätte wissenschaftlichen Forschens, deren Schüler an den Lehrern emporwachsen und zu selbständigem Denken und freiem Forschen erzogen werden. Aufwärts und vorwärts sei auch fürderhin unsre Losung.

Rede des antretenden Rektors Professor Dr. August Hegler.

Hochansehnliche Versammlung! Hochverehrter Herr Staatspräsident! Verehrte Kollegen! Liebe Kommilitonen!

Es ist ein Vorrecht des Rektors, beim Antritt seines Amts über ein Thema reden zu dürfen, das nicht seinem engeren Fachgebiet entnommen ist. Ich mache von diesem Recht Gebrauch und möchte sprechen über „einige Fragen der studentischen Wirtschaftshilfe".

Die Bedeutung der letzteren zu betonen ist wohl überflüssig. Überall an deutschen Hochschulen haben sich jetzt Organisationen zum Zweck der studentischen Wirtschafts- und Wohlfahrtspflege gebildet, sie sind zusammengeschlossen in der Dresdener deutschen Wirtschaftshilfe. Ursache ihrer Gründung war die Einsicht, daß unter den heutigen traurigen Verhältnissen ohne besondere Maßregeln die Gewinnung eines nach Zahl und Güte befriedigenden akademischen Nachwuchses gefährdet, damit eine Hauptstütze der deutschen Kultur, der deutsche Akademikerstand, schwer bedroht wäre.

Ich möchte sprechen über einige Fragen der studentischen Wirtschaftshilfe. Nicht über alle die weitverzweigten Probleme, die sich um diesen Begriff gruppieren. Und auch über die zu besprechenden Fragen nur unter bestimmtem Gesichtswinkel, unter dem des Praktikers, wenn ich so sagen darf, dessen, der selbst im Getriebe der studentischen Wirtschaftsarbeit gestanden hat. Damit hängt zusammen, daß ich vielfach von den hiesigen Erfahrungen als den mir nächstliegenden ausgehe, übrigens nur zur Illustration der Probleme, nicht um die hiesigen Einrichtungen als solche zu schildern.

In diesem Sinn beginne ich mit einem kurzen historischen Rückblick auf die Entstehung der Tübinger studentischen Wirtschaftsarbeit. Sie ist von zwei Seiten unabhängig voneinander in Angriff genommen worden. Einmal von seiten der Dozenten, schon vor dem Zurückfluten der Kriegsstudenten, durch eine Denkschrift des Kleinen Senats vom Dezember 1918, in der viele heute brennende Fragen der studentischen Wirtschaftshilfe gestreift, einige, besonders die Berufs- und Studienberatung, bereits ausführlich behandelt sind, die aber zunächst ohne praktische Auswirkung blieb. Dann von seiten der ehemaligen Kriegsteilnehmer aus der Studentenschaft, die bei den wachsenden Schwierigkeiten studentischer Lebenshaltung die Umgestaltung der allmählich zur Studentenspeiseanstalt gewordenen Volksküche in eine akademische mensa betrieben — durch die Antwort der Regierung auf die erwähnte Denkschrift wurde dann auch die akademische Berufs- und Studienberatung der Initiative der Studentenschaft zugewiesen. Und nun, im Sommer 1920, vereinigten sich die beiden Impulse, studentische Vertreter und Dozenten bzw. sonstige ältere Freunde der Sache traten zusammen und gründeten Anfangs August den Verein „Tübinger Stud ntenhilfe" mit der umfassenden Aufgabe der Sorge für die gesamte studentische Wohlfahrtspflege. Diese Entstehungsweise ist von großer Bedeutung gewesen. Sie hat der Tübinger Organisation von Anfang an ihren paritätischen Charakter aufgeprägt, paritätisch i. S. des gleichberechtigten Zusammenarbeitens von Studierenden und älteren Freunden der Sache, besonders Dozenten, aber auch Männern des Wirtschaftslebens. Es war dies ein Vorzug und damit komme ich zum Grundsätzlichen der Sache. Es ist das Problem des organisatorischen Aufbaus der studentischen Wirtschaftshilfen, um das es sich hier handelt. Andere Formen finden wir anderwärts. Nach der einen Seite: Dozenten oder Gönner haben Studentenküchen oder sonstige Wohlfahrtseinrichtungen von sich aus ins Leben gerufen und leiten dieselben ohne oder doch ohne nennenswerte aktive Mit-

wirkung der Studentenschaft. Die Nachteile: das Ganze trägt mehr den Charakter einer Wohltätigkeit von oben und außen her, der Gedanke studentischer Selbstverwaltung in eigentlich studentischen Angelegenheiten geht verloren und mit ihm der starke persönlichkeitsbildende Einfluß, den die selbstverantwortliche praktische Arbeit für Kommilitonen auf den jungen Akademiker ausübt, den wir hier so oft beobachten konnten, wenn wir unsere studentischen Mitarbeiter an ihrer Aufgabe von Tag zu Tag wachsen sahen. Und wo sich solchen Organisationen gegenüber dann doch der Wunsch des Mitbestimmungsrechts in der Studentenschaft regt, kommt es bisweilen zu mißlichen Auseinandersetzungen mit den bisherigen Trägern der Arbeit und bei diesen zum Vorwurf der Undankbarkeit, zur Berufung auf wohlerworbene Rechte, zu Äußerungen des Zweifels an der Fähigkeit der Studentenschaft zur Mitarbeit. All dies ist uns hier erspart geblieben. Erspart geblieben sind uns andererseits die bei einer dritten Form, der Organisation rein studentischen Charakters, sich ergebenden Schwierigkeiten. Auch wenn man einzelne unliebsame Vorkommnisse nicht verallgemeinern will, so resultiert doch eine notwendige Schwäche dieser Organisationsart aus der Abhängigkeit der ganzen Arbeit von den stets wechselnden studentischen Trägern. Bei uns durchzieht dieser Paritätsgedanke Satzung und Arbeit. Neben dem Vorstand steht der studentische Geschäftsführer, der Ausschuß setzt sich zur Hälfte aus Studierenden, zur Hälfte aus Nichtstudierenden zusammen, die Mitgliederversammlung stimmt in zwei Kurien, einer studentischen und einer nichtstudentischen, die ganze laufende Einzelarbeit wird von Studenten für Studenten besorgt, aber diesen stehen zur Seite wieder gemischte Unterausschüsse mit nichtstudentischen Leitern. Die nichtstudentischen Mitarbeiter, das ist die Idee, sind die Träger der Tradition, sorgen für die Kontinuität der Arbeit, sichern durch Umsicht und Lebenserfahrung die nötige Besonnenheit des Vorgehens, besonders in finanziellen Fragen, verschaffen als Bürgen des Unternehmens diesem Kredit nach außen und durch ihre persönlichen Beziehungen die Unterstützung weiter Kreise. Die studentischen Vertreter bringen ein Element der Beweglichkeit herein, das Erstarrung verhütet und die stete Anpassung an die oft rasch wechselnden Verhältnisse und Bedürfnisse der Studentenschaft gewährleistet, sie kommen mit frischem Wagemut und neuen Ideen, mag jener auch manchmal zu kühn und mögen diese auch manchmal zu sehr — Idee sein! Die Schwierigkeiten solcher Zusammenarbeit sind gewiß nicht zu unterschätzen, ihre Ueberwindung ist in erster Linie Persönlichkeitsfrage und entzieht sich daher der allgemeinen Diskussion; daß sie nicht unmöglich ist, lehrt die Arbeit hier und an anderen Hochschulorten — der Paritätsgedanke ist, wenn auch in verschiedener Stärke, überall siegreich vorgedrungen.

Ich gehe von der Organisationsfrage über zur Frage der Gestaltung der Arbeit selbst. Das Ziel ist klar: studentische Wohlfahrtspflege, also Förderung alles dessen, was auch bei den heutigen schwierigen Verhältnissen, bei der bisher noch verborgenen, neuestens in nackter Tatsächlichkeit enthüllten allgemeinen Verarmung es ermöglicht, daß tüchtige junge Menschen die besten Jugendjahre ihrer geistigen Ausbildung widmen können. Sofort ergibt sich ein grundsätzliches Bedenken. Berechtigung haben diese Bestrebungen doch nur, wenn sie nicht zu bequemer Empfangnahme von Gaben führen. Von den eigenen Eltern konnte der Student der Vorkriegszeit ruhig die Garantierung seiner Lebensbedürfnisse annehmen, von Dritten, auch von einer Organisation, kann der heutige dies nicht ohne weiteres, soll nicht der Stolz, der eine Tugend ist, das berechtigte Selbstgefühl, das heute im armen Deutschland viel nötiger ist, als einst im reichen, empfindlich darunter leiden. Ja noch mehr: die Gefahr, durch Austeilen von Spenden eine Schar von Stipendienjägern und Almosenempfängern, ein Bettelstudententum heranzuzüchten, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Wie kann

dies alles vermieden werden? Die Antwort wird und muß sein: durch die starke Betonung des Gedankens der Selbsthilfe. Nicht Geschenke zu geben oder gar Almosen zu spenden, soll das Ziel der studentischen Wirtschaftshilfe sein, sondern sie soll den Studenten helfen, sich selbst zu helfen, durch eigene Arbeit der Not der Zeit zu begegnen, in diesem Sinn soll sie kein Wohltätigkeitsverein sein, sondern organisierte Selbsthilfe der Studentenschaft. So haben wir es hier von Anfang an formuliert und so hat es die Erlanger Wirtschaftstagung für die deutsche Studentenschaft überhaupt angenommen. Es ist der Typus des „Werkstudenten", der hier vor uns auftaucht, er wird uns in der Folge noch beschäftigen. Zuvor aber noch ein Anderes. Der Gedanke der Selbsthilfe soll wohl den Mittelpunkt unserer Arbeit bilden, aber er soll und kann nicht auf die Spitze getrieben werden. Wir haben ihn hier auch nicht auf die Spitze getrieben. Von Anfang an ging hier neben der Selbsthilfe her eine Unterstützungstätigkeit, teils mehr verhüllt, teils offen ihren Charakter zeigend. Es ist kein Zweifel, daß sie mit der wachsenden Not bei uns, wie wohl überall, an Ausdehnung und Bedeutung gewonnen hat und so ist es heute ein Hauptpunkt der Problematik studentischer Wirtschaftshilfe, die Selbsthilfe von der Fremdhilfe nicht überwuchern zu lassen und doch mit der nötigen Fremdhilfe wirksam einzusetzen. Wir — und ähnlich anderwärts — haben die Frage „Selbsthilfe oder Fremdhilfe" in der Weise zu lösen versucht, daß, abgesehen von besonderen Fällen, die Unterstützungstätigkeit nur in der abgeschwächten Form möglichst billiger Beschaffung des für den Studenten zum Leben Nötigsten, der allgemeinen Konsumverbilligung auftritt. Von einer so gebotenen, besonders günstigen Gelegenheit zur Versorgung Gebrauch zu machen, dem wird unter den oben erwähnten Gesichtspunkten viel weniger entgegenstehen, da hier doch immer noch ein nicht unerheblicher Gegenwert von den Studenten zu leisten ist. So haben wir hier eine Reihe von Einrichtungen zur Konsumverbilligung, die grundsätzlich allen Studierenden zugänglich sind, geschaffen. Vor allem die beiden Studentenheime, in denen außer Lesezimmer und Arbeitsräumen mit unentgeltlicher Heizung und Beleuchtung die beiden Studentenküchen eingerichtet sind, äußerstenfalls für 1800—2000 Studenten ausreichend, im letzten Wintersemester durchschnittlich von gegen 1000 Mittags- und gegen 600 Abendgästen besucht, die Zahl der Mensabesucher betrug in dieser Zeit an deutschen Hochschulen überhaupt 35 000. Die Preise in unseren Studentenküchen sind möglichst niedrig gehalten: Ende des Wintersemesters noch 100 Mark für das Mittagessen, 90 für das Abendessen, jetzt zunächst 550 bzw. 500, für besonders Bedürftige mit Ermäßigungen auf $^2/_3$ bzw. $^1/_3$. So besteht weiter hier eine Schuhreparaturwerkstätte, eine studentische Wäscherei, eine studentische Flickstube, auch unsere Werkstätten, Buchbinderei, Schreibmaschinenstube, Vervielfältigungsinstitut sind hier zu nennen, sofern sie den Studierenden Vorzugspreise gewähren. Von einer Einrichtung, die das Wort „Konsumverbilligung" am nächsten legt und die auch an andern Universitätsstädten, besonders in Großstädten, aber auch z. B. in Marburg, mit gutem Erfolg aufgebaut worden ist, der Einrichtung eines akademischen Konsumvereins, in dem alle studentischen Bedarfsartikel zu möglichst billigen Preisen zu haben sind, haben wir hier abgesehen. Teils mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Kleinstadt, deren Handel- und Gewerbetreibende auf die Studentenkundschaft in hohem Maß angewiesen sind, teils aber auch, weil ein solches Unternehmen nur gedeihen kann unter der Leitung einer hiezu besonders geeigneten Persönlichkeit, die sich dauernd völlig dieser Sache widmen kann — zur Zeit besitzen wir eine solche nicht. Auch ein weiteres wichtiges Gebiet aus dem Kreis der Sorge für die studentischen Lebensbedürfnisse hatte bisher die hiesige Studentenhilfe nicht bearbeitet: die studentische Wohnungsfrage. Die päpstliche Bulle betr. Errichtung der Tübinger Universität vom 13. November 1476

sprach von dem „opido Tuwingen“ als „loco insigni et commodis habitacionibus pleno, in quo victualium omnium maxima copia habetur“. Das letztere, die copia victualium, können wir im Hinblick auf unsere mensae auch heute noch mit gutem Gewissen behaupten, das erstere werden einige Kommilitonen, die am Anfang dieses Semesters etwas mühsam einen Unterschlupf fanden, vielleicht nicht restlos bejahen. Gerade die Schwierigkeiten zu Anfang dieses Semesters haben erwiesen, daß sich die hiesige Wirtschaftshilfe auch der Behandlung dieser Frage annehmen muß — bei anderen Wirtschaftshilfen ist dies schon längst der Fall —, die ersten Schritte dazu sind schon eingeleitet, hoffen wir, daß das rühmende Wort der Stiftungsurkunde dann auch in diesem Punkt wieder zweifellose Geltung erlangt! Nun aber zur Problematik dieser allgemeinen Konsumverbilligung! Es ist bereits berührt, daß eine solche Verschaffung der nötigsten Lebensbedürfnisse, obwohl sie als negotium mixtum cum donatione, wie die Juristen sagen, als zum Teil unentgeltliche sich darstellt, unter diesem Gesichtspunkt der Unentgeltlichkeit kaum Bedenken unterliegt. Trotzdem sind solche erhoben worden. Der fortgesetzte Appell an die Mildtätigkeit des Landes in Form unserer hier technisch ausgezeichnet organisierten landwirtschaftlichen Werbung, die es uns allein ermöglicht, den Essenspreis so nieder zu halten, ist in studentischen Kreisen nicht ganz unangefochten geblieben. Wir werden in Zukunft solchen Stimmungen durch entsprechende Staffelung der Essenspreise, je nachdem der Betreffende von der Unterstützung durch Werbung Gebrauch machen will oder nicht, Rechnung tragen. Dann aber auch Bedenken von ganz anderer Seite und nach ganz anderer Richtung. Die Studenten, wird gesagt, werden durch die billigen Preise getäuscht über das, was, sagen wir, heute „das Leben“ kostet und diese Täuschung wird später bitterer Enttäuschung Platz machen, wenn sie auf eigenen Füßen stehen müssen. Ich glaube nicht, daß dieser Einwand durchschlagend ist. So welt- und wirtschaftsfremd ist doch wohl der heutige Student, jedenfalls in seiner großen Mehrheit, nicht, daß er nicht wüßte, was eigentlich die Dinge kosten! Und wenn er nicht von selbst dies einsieht, wird keine Gelegenheit, auch die heutige nicht, vorübergelassen, ihm dies nahezubringen!

In besonders gelagerten Fällen, und sie werden leider immer zahlreicher, muß nun aber auch eine eigentliche, unverhüllte Unterstützung einsetzen. Man denke nur an die vielen Fälle, wo in der Familie des Studenten der Ernährer fehlt, an die Fälle von Krankheit oder Kränklichkeit des Studierenden usw. Verweisung auf Selbsthilfe und Konsumverbilligung allein reicht hier nicht aus. Diese Unterstützung erfolgt bei uns, natürlich auf Grund genauester Prüfung, besonders durch Naturalzuwendungen: Essensvergünstigungen, z. T. Freitische, Verschaffung von Kleidern, Schuhen, Wäsche, Schreibpapier usw. zu ganz geringen Preisen, unentgeltliches Verleihen von Lehrbüchern, Vorzugspreise in unseren Werkstätten, jetzt mehr und mehr aber auch durch größere Geldstipendien. Für kranke oder unterernährte Kommilitonen sorgt unsere Abteilung Gesundheitsfürsorge, die in der Gesundheitsuntersuchung aller Tübinger Studenten eine feste Grundlage erhalten hat, durch Verschaffung von Plätzen in Heilanstalten oder Erholungsheimen — unentgeltlich oder mit erheblicher Unterstützung durch den Verein —, durch Einrichtung eines Krankentischs und Zuschüsse von Kraftlebensmitteln. Das alles ist im Grund eine Abweichung von der reinen Linie, ist ausgesprochene Fremdhilfe, aber die Forderungen des Lebens sind eben stärker als alle Prinzipien.

Immerhin — es sind Ausnahmefälle und als solche behandelt. Im Mittelpunkt der studentischen Wirtschaftsarbeit muß stehen und steht hier und anderwärts, wie gesagt, der Selbsthilfegedanke. Damit kommen wir zu der wohl umstrittendsten Frage, zu der Frage des „Werkstudenten“. Studierende, die sich durch eigene Arbeit die Mittel zum Studium erwerben, hat es immer gegeben. Was jetzt der Sache

ihren eigentümlichen Charakter gibt, ist, daß diese Erscheinung Massenerscheinung geworden ist und daß es sich dabei vorwiegend um handarbeitende Tätigkeit, in Fabriken, Bergwerken, Land- und Forstwirtschaft usw. handelt. Die Gefahren des Werkstudententums liegen auf der Hand und so war noch auf dem Erlanger Studententag (1921) seine Berechtigung umstritten. Verlust von Zeit und Kraft für die eigentliche Aufgabe, das wissenschaftliche Studium und die Ausbildung der Persönlichkeit, innere Zerteiltheit zwischen der Sorge für den Erwerb und dem Streben nach geistiger Bildung, Verlust des herrlichen Gefühls der akademischen Freiheit: „der Tag ist mein", wie Schopenhauer es so schön ausdrückt, Gefahr der Überanstrengung durch den Doppelberuf — all das ist oft und mit Recht eingewendet worden. Dem steht nun aber entgegen: einmal die zweifellose Notwendigkeit unter finanziellem Gesichtspunkt. Die statistischen Erhebungen des letzten Herbstes haben ergeben, daß im Sommer 1922 von Tübingen allein 848 Studierende als Werkstudenten tätig waren mit einem Gesamtverdienst von neuneinhalb Millionen Mark nach Abzug aller Auslagen, für ganz Deutschland wird die Zahl für dieselbe Zeit nach derselben Umfrage auf gegen 60 000, fast die Hälfte der deutschen Gesamtstudentenschaft, geschätzt. Es ist ganz unmöglich, daß die auf diese Weise der Studentenschaft zufließenden Beträge in anderer Weise aufgebracht werden. So spitzt sich das Problem eigentlich dahin zu, ob der Werkstudent nur eine Not oder auch eine Tugend, nur ein Behelf oder darüber hinaus wertvoll ist. Für letzteres spricht immerhin einiges nicht Unerhebliche. Man kann anführen, daß die harte Erwerbsarbeit gegenüber der — vom Sport abgesehen — allzu intellektualistischen Schulung des Akademikers eine wertvolle Ergänzung nach Seite der Willensausbildung darstelle. Man kann hinweisen auf die Erweiterung des geistigen Horizonts durch die unmittelbare Anschauung des werktätigen Lebens, so wertvoll für den künftigen Geistlichen, Arzt, Beamten. Man kann endlich besonders betonen, was es für den Fortschritt unserer heutigen Notgemeinschaft zu wirklicher Volksgemeinschaft, für die Überbrückung der sozialen Gegensätze, für die Lockerung des Sichabschließens der verschiedenen Volksteile gegeneinander, das unser Unglück gewesen ist, bedeutet, wenn der junge Akademiker neben dem Arbeiter im Lärm der Fabrik steht, neben dem Bauern hinter dem Pflug hergeht, neben dem Bergmann in die Tiefe des Schachts fährt! Zu bedenken ist auch noch, daß die ganze Werkarbeit doch nur für die jüngeren Semester als Regel gedacht ist, die höheren werden, ohne Verleugnung des Selbsthilfegedankens, von ihr entlastet durch Gewährung von Darlehen zu günstigen Bedingungen zwecks Vollendung des Studiums, früher hier durch eine lokale Darlehenskasse, jetzt durch die allgemeine Darlehenskasse der deutschen Studentenschaft ermöglicht. Gefahren für die Gesundheit bringt nach unseren genauen Untersuchungen die Ferienarbeit nicht mit sich, dazu haben wir begonnen, Ferienarbeitern vor Semesterbeginn noch Gelegenheit zu Erholungsaufenthalt zu geben, damit sie frisch ins Semester kommen.

Neuerdings ist nun aber der „Werkstudent" noch unter anderem Gesichtspunkt problematisch geworden, nämlich unter dem rein technischen der Arbeitsbeschaffung. Bisher war es unserer Abteilung „Arbeitsvermittlung" stets möglich, Studierenden während der Ferien lohnende Arbeit zu verschaffen, ob in Zukunft die Industrie noch in nennenswerter Zahl Studenten aufnehmen kann, ist fraglich, anderwärts haben sich hier bereits erhebliche Schwierigkeiten gezeigt. Es bleibt als Hauptgebiet dann nur die Landwirtschaft, für die sich aber nicht alle eignen und die auch sehr viel geringere finanzielle Erträgnisse abwirft. So erhebt sich die Frage: „Semesterarbeit oder Ferienarbeit", ob nicht an den Hochschulen selbst für Arbeits- und Verdienstmöglichkeit während des Semesters statt oder mindestens neben der Ferienarbeit gesorgt werden muß. Gegen die Semesterarbeit werden noch besondere Bedenken erhoben, vor allem

wegen des direkten Nebeneinanderhergehens von Studium und Erwerbsarbeit mit seinen physischen und psychischen Folgen, jedenfalls darf sie nicht als planlose, wilde, wie z. T. in Großstädten, stattfinden, sondern muß von der Wirtschaftsorganisation eingerichtet, mindestens kontrolliert werden. Wir haben mit solchen Einrichtungen schon früher unter dem Gesichtspunkt, daß zahlreiche Studierende mit dem Ertrag der Ferienarbeit allein nicht durchkommen, begonnen, mit gutem Erfolg. In der Weise, daß wir Studierenden in unseren eigenen Betrieben bezahlte Semesterarbeit verschafft haben, in der Küche als Helfer, in unseren Werkstätten, Buchbinderei, Schreibmaschinenstube, Vervielfältigungsanstalt, und in unserer Gärtnerei als Arbeiter. Eine wesentliche Erweiterung ist hier nach zwei Richtungen im Gange. Einmal: von dritter Seite ist für uns ein hiesiger Gasthof erworben worden, in dem uns ein württembergischer Industrieller einen Filialbetrieb seines Unternehmens speziell für Werkstudenten einrichten will, es handelt sich um kurzfristige, leicht erlernbare Arbeit, leider schwebt noch ein Prozeß über den Erwerb, so daß wir das geplante „Tübinger studentische Werkhaus" noch nicht eröffnen konnten. Sodann sind wir eben im Begriff, wissenschaftliche Werkstätten, wie sie Leipzig schon besitzt, einzurichten, in denen Studierende gegen entsprechende Entlohnung naturwissenschaftliche und medizinische Präparate, Sammlungen, Zeichnungen, Photographien, Films usw. zum Vertrieb herstellen. Solche wissenschaftliche Werkstätten würden einen Teil der gegen den „Werkstudenten" erhobenen Einwände entkräften, indem sie, wenigstens bei Studierenden der Medizin und Naturwissenschaft, eine organische Verbindung herstellen zwischen Fachstudium und Werkstudententum — freilich geht dabei auch der eine oder andere Vorzug des letzteren verloren, vor allem die Berührung mit anderen Volkskreisen. Für Philologen kommen unter diesem Gesichtspunkt der Brücke zwischen Studium und Erwerbsarbeit die Uebersetzungsbüros in Betracht, die sog. „Aküdos", wie sie namentlich in den Handelsstädten Leipzig und Frankfurt bereits bestehen.

Die zahlreichen technischen Einzelprobleme des Werkstudententums können hier nur gestreift werden! Die Gewährleistung des Ertrags der Ferienarbeit gegen Geldentwertung durch Währungsversicherung — von uns zunächst in Verbindung mit der Europäischen Studentenhilfe zu lösen versucht, neuestens durch ein hochherziges Anerbieten einer befreundeten Stiftung wohl gelöst —, die Vorbildung für Handarbeit — hier in unseren, vornehmlich als Schulungsstellen gedachten Werkstätten versucht —, die Vorverlegung dieser Vorbildung auf die höhere Schule, die Frage des „Werkschülers" (die übrigens auch unter dem Gesichtspunkt der Verschaffung von Verdienstmöglichkeit für Schüler auftaucht).

Nur kurz erwähnen kann ich auch einen Kreis von Fragen, die wir unter „Problem der richtigen Auslese" zusammenfassen können, nur kurz, obwohl ihre richtige Behandlung grundlegend ist für den Wert unserer ganzen studentischen Wirschaftsarbeit. Unsere Arbeit hat ja doch nur dann Berechtigung, wenn sie wirklich Tüchtigen, zum wissenschaftlichen Studium wirklich Berufenen zugute kommt. Wie kann dies gewährleistet werden? Zunächst hat natürlich die höhere Schule hier für eine Auslese zu sorgen, sie darf ihre Anforderungen nicht zu milde stellen. Nach Beziehen der Hochschule gibt das Werkstudententum wenigstens in Richtung auf Gefühls- und Willensenergie gewisse Sicherheiten: wer so hart sich den Zutritt zu den Quellen der Wissenschaft zu erkämpfen hat, muß schon einen starken inneren Drang besitzen, aus ihnen zu trinken! Für jede besondere Einzelunterstützung muß natürlich neben der Prüfung der Bedürftigkeit eine strenge Prüfung der wissenschaftlichen Leistungen und Leistungsfähigkeiten einhergehen mit unnachsichtlicher Zurückweisung der Ungenügenden. Aber mit dem allem ist nur die negative Seite des Problems berührt. Die positive

wird uns klar, wenn wir hören, daß kaum noch zwei Fünftel der württembergischen Abiturienten auf die Universität abgehen. Gewiß ist die Verminderung des Zudrangs zum Universitätsstudium an sich begrüßenswert, aber es ist doch die Frage, ob nicht durch derart starke Reduktion uns gerade auch eine große Zahl von solchen verloren geht, die eine klare Naturanlage und eine deutliche innere Stimme zur Universität weist. Es ist das schwierige Problem der akademischen Berufsberatung, das hier auftaucht, einerseits mit der studentischen Wirtschaftshilfe zusammenhängend, andererseits über sie hinausweisend auf ein früheres Stadium vor der Hochschule, in dem eben die Entscheidungen über die Berufswahl fallen. Das spiegelt sich darin, daß seit Herbst hier versuchsweise eine Stelle für akademische Berufsberatung errichtet ist, die zugleich staatliches Amt ist und als solches für die akademische Berufsberatung an den höheren Schulen und die Verbindung dieser mit den drei Hochschulen des Landes tätig sein soll, andererseits mit der Tübinger Studentenhilfe noch organisatorisch und finanziell verbunden ist. —

Endlich noch ein ebenso wichtiges, als peinliches Problem der studentischen Wirtschaftshilfe: das der Finanzierung dieser umfangreichen Einrichtungen, wie wir sie z. B. hier geschaffen haben — unser Monatsumsatz ist jetzt auf 76 Millionen gestiegen! Ich muß hier von unseren Tübinger Erfahrungen besonders sprechen. Wir dürfen es mit wärmstem Dank feststellen, daß wir bei unserer Arbeit die Unterstützung der Industrie und Landwirtschaft Württembergs und des benachbarten Hohenzollerns in reichstem Maße erfahren durften, die rasche Entwicklung gerade der Tübinger Einrichtungen beruht wesentlich mit darauf, daß die hiesige Hochschule ein solch treues Stammland hinter sich hat, wie es anderwärts selten ist. Auch die hiesige Studentenschaft hat Beiträge geleistet, besonders in der schönen Form der Selbstbesteuerung der besser gestellten Kommilitonen. Aber so, wie jetzt das Ganze sich ausgewachsen hat, kann selbst im günstigsten Fall, wie wir ihn, glaube ich, hier haben, das Inland allein und können überhaupt Spenden allein die genügende wirtschaftliche Grundlage für die studentischen Wirtschaftskörper nicht abgeben. Wir sind angewiesen auf Auslandsunterstützung, die auch im letzten Jahr uns und den andern Wirtschaftskörpern in reichem Maß von Auslandsdeutschen und unsern Nachbarn in Holland, Schweiz, Schweden zuteil geworden ist, uns in Tübingen besonders durch die vorbildliche Heimattreue der Schwaben im Ausland, in Amerika und anderwärts. Vor allem aber müssen die Wirtschaftskörper versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen, indem sie neben Betriebe, die naturgemäß Verlustbetriebe sind, wie die Studentenküchen, Überschußbetriebe, Produktivbetriebe stellen, so daß im Ergebnis die Wirtschaft des Wirtschaftskörpers als Ganzes sich selbst trägt. Marburg hat dies in großzügiger Weise durch Einrichtung einer Großbuchbinderei getan, wir hier in bescheidenerer, aber immerhin annähernd ausreichender durch den Fortbetrieb des Hotels im früheren „Prinz Karl", durch unsere Gärtnerei, Milchwirtschaft, Schweinezucht, unser Vervielfältigungs- und Schreibmaschinenstitut. Das weitere Schicksal der Wirtschaftshilfen wird wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, solche Produktivbetriebe zu begründen bzw. aufrechtzuerhalten, denn nicht allzeit fließt der Gaben Strom! —

Ich bin am Schluß. Eines zeigten wohl meine Ausführungen: es ist kein leichtes Los, das der Mehrzahl der heutigen Studierenden gefallen ist. Von der Poesie, die früher die Studentenzeit umgoldete, daß sie noch hinüberglänzte bis in die spätesten Philistertage, ist heute oft nicht mehr viel übrig geblieben, Not und Sorge und harte Arbeit sind vielfach an ihre Stelle getreten. Aber in dieser strengen Schule — ich glaube, darüber sind alle die einig, die zusammen mit den jungen Kommilitonen und für die jungen Kommilitonen in der studentischen Wirtschaftsarbeit tätig waren — wächst

ein wetterhartes Geschlecht heran, herber wohl als die altvertrauten Typen des romantischen Träumers und des flotten Burschen, des weltverlorenen Grüblers und des feinnervigen Ästheten, aber auch wohl stärker an Lebenstüchtigkeit, an Willensenergie und Kraft, die Wirklichkeit zu gestalten. Und es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß diese akademische Jugend, die so ungebrochenen Muts den schwierigsten Verhältnissen ihr Leben abkämpft, ein starker Aktivposten ist in dem Soll und Haben des Buchs, das über das Schicksal unseres Volkes entscheidet!

Wilhelm Wislicenus †.

Wilhelm Wislicenus ist am 23. Januar 1861 in Zürich geboren; sein Vater war der später berühmte Chemiker Johannes Wislicenus, damals noch Privatdozent an der Universität Zürich. Er besuchte die humanistischen Gymnasien in Zürich und Würzburg, studierte in Würzburg, Straßburg, München und zuletzt wieder in Würzburg Chemie und Mathematik und promovierte dort im Frühjahr 1885 auf Grund einer Dissertation „Ueber die Einwirkung von Cyankalium auf Phthalid". Im Herbst wurde er Assistent am chemischen Institut der Universität Würzburg, dessen Leitung mittlerweile in die Hände Emil Fischers übergegangen war. Schon seine ersten selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten liegen auf dem Gebiet, dem sein Interesse das ganze Leben lang treu geblieben ist, nämlich dem der Esterkondensationen und der Tautomerie; im Frühjahr 1888 habilitierte er sich in Würzburg mit einer Arbeit „Ueber eine neue Methode zur Synthese von Keton- und Aldehydsäureestern" und als anderthalb Jahre später L. Knorr nach Jena berufen wurde, machte Emil Fischer ihn als dessen Nachfolger zum Extraordinarius am Würzburger Institut. In dieser Stelle verblieb Wislicenus über ein Jahrzehnt, bis im Jahre 1902 durch H. v. Pechmanns plötzlichen Tod der Tübinger Lehrstuhl frei wurde und das Vertrauen der Fakultät ihn auf diese Stelle berief. Die erste Aufgabe, die in Tübingen seiner harrte, war der Neubau des chemischen Instituts, das schon durch v. Pechmann geplant war, dessen Ausführung aber nun ihm zufiel. So brachten die ersten Tübinger Jahre viel Arbeit. Was es bedeutet, ein neuzeitliches Laboratorium mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit zu bauen, wobei nicht nur die Anordnung der Arbeitsräume im großen und ganzen, sondern jede Kleinigkeit, jeder Gas- und Wasserhahn, sorgfältig überlegt sein muß, wenn das Institut sich nachher bewähren soll, weiß nur der richtig zu schätzen, der selbst einmal in ähnlicher Lage war. Als im Jahre 1907 das chemische Institut vollendet war, konnte Wislicenus sich getrost sagen, daß er seine Arbeitskraft nicht vergeudet hatte. Die neue Arbeitsstätte entsprach allen Anforderungen, und selbst heute noch muß das Institut zu den besteingerichteten Deutschlands gerechnet werden.

Wilhelm Wislicenus' wichtigste Arbeiten liegen auf dem Gebiete der organischen Chemie. Als er in Würzburg im Laboratorium seines Vaters Johannes Wislicenus seine wissenschaftliche Laufbahn begann, hatte dieser gerade mit großem Erfolg die Acetessigesterysynthesen bearbeitet. Der junge Wislicenus fand nun, daß man nicht nur wie bei der Acetessigesterysynthese unter der Einwirkung von Natrium zwei gleichartige Reste miteinander verknüpfen kann, sondern auch verschiedene, z. B. Oxalsäureester mit Essigester zum Oxalessigester, oder Ameisenester mit Phenylessigester zum Formyl-phenyl-essigester. Besonders wichtig war die Beobachtung, daß letzterer in zwei leicht ineinander umwandelbaren Formen auftritt; Untersuchungen über die Art der Isomerie dieser verschiedenen Formen haben ihn bis zu seinem Tode beschäftigt. Mit einer großen Zahl von Mitarbeitern hat er das Gebiet um zahlreiche neue Tatsachen bereichert; seine von hervorragender Beobachtungsgabe und meisterhafter Experimentier-

kunst zeugenden Abhandlungen haben das viel bearbeitete Tautomerieproblem sehr wesentlich gefördert und geklärt. Nur gelegentlich wandte sich sein Interesse der anorganischen Chemie zu; die ebenso einfache wie elegante Synthese des Natriumazids aus Stickoxydul und Natriumamid ist der größte Erfolg dieser Seite seiner Tätigkeit.

Gleich geachtet wie als Forscher war Wislicenus als Lehrer. Durch Schönheit der Form und Klarheit des Ausdrucks wußte er in seinen Vorträgen seine Zuhörer zu fesseln; sein vornehmer Charakter, seine stete Hilfsbereitschaft sicherten ihm die Liebe seiner Schüler. Trotz stärkster Inanspruchnahme durch seine berufliche Tätigkeit verlor er das Interesse an anderen Dingen nicht. Er war ein eifriger Politiker, der Zusammenbruch unseres Vaterlandes drückte ihn schwer darnieder. In seiner Würzburger Zeit war er einer der besten Kenner der unterfränkischen Flora, in Tübingen sammelte er eifrig Mineralien. Viele Jahre lang war er Sekretär des Verbandes Deutscher Laboratoriumsvorstände und seit dem Tode von Johannes Thiele Redakteur von Liebigs Annalen.

Er stand in der Blüte seiner Schaffenskraft, als ihn Ende des Sommersemesters 1921 ein tückisches Leiden auf das Krankenlager warf. Trotz großer körperlicher Schmerzen versah er die Leitung seines Instituts und die Redaktion der Annalen mit größter Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue weiter und bewahrte bis in die letzten Tage hinein lebhaftes Interesse für den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten seiner Schüler. Für seine Familie, für seine Freunde, für die Wissenschaft bedeutet sein allzu früher Tod einen schweren Verlust.

Paul von Wurster †.

Paul Wurster ist am 6. Dezember 1860 im Pfarrhaus in Hohenstaufen geboren. Nach dem üblichen Bildungsgang des württembergischen Theologen durch Seminar und Stift hindurch (bis 1883) und einer längeren wissenschaftlichen Reise nach Norddeutschland, England und Frankreich (1884) kam er als Repetent ans Stift nach Tübingen (bis 1888). Mit einer glänzenden Begabung verband sich eine staunenswerte Arbeitskraft und eine unermüdliche Dienstbereitschaft, und schon damals zeigte sich, wie stark in ihm gleichermaßen die wissenschaftlichen und die praktisch-kirchlichen Interessen waren. Seine lebendige, frische, allem Gemachten abholde Art und sein heiterer Frohsinn haben ihm damals rasch das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Studenten gewonnen.

1888—1903 war er dann Stadtpfarrer in Heilbronn. Es ist die Zeit, an die er zeitlebens mit besonderer Liebe zurückdachte. In einer Arbeitervorstadt war ihm seine kirchliche Aufgabe gestellt, wo er mit begeisterter Hingabe neue Wege der Gemeindearbeit zu gehen versuchte und sich die Erfahrungen sammelte, die ihm für seine spätere akademische Wirksamkeit so wertvoll waren. Er kämpfte damals vor allem für den Gedanken, daß der moderne Pfarrer nicht warten solle, bis die Leute zu ihm kommen, sondern daß er seine Gemeindeglieder in ihren Häusern aufsuchen und mit den Gegnern auch außerhalb der Kirche in öffentlicher Rede und Gegenrede sich aussprechen solle. Wie oft erzählte er von jenen Abenden, wo er gelegentlich bis in die frühen Morgenstunden hinein in öffentlicher Versammlung sich mit seinen Arbeitern und ihren Führern auseinandersetzte! Von der Achtung, die er sich durch diese Tätigkeit bei der Arbeiterschaft erwarb, kann man heute noch manches schöne Zeugnis hören. Neben dieser sozialen Arbeit widmete er sich mit besonderer Liebe den jungen Männern seiner Gemeinde und war den verschiedensten Werken der Inneren Mission, mit der er durch seinen Pflegevater Gustav Werner bekannt geworden war, ein eifriger Freund und Mitarbeiter. Auch literarisch hat er sich damals schon mit den Fragen der Inneren Mission

befaßt und eine Reihe von Veröffentlichungen herausgegeben, die durch Sachkunde, Klarheit des Blicks und Nüchternheit der Auffassung ausgezeichnet sind.

1903 kam er kurze Zeit nach Blaubeuren als Dekan und erhielt dann in demselben Jahr eine Berufung an das hessische Predigerseminar nach Friedberg, wo er zunächst Professor, bald aber Direktor wurde. Man wird es ihm als besonderes Verdienst anzurechnen haben, daß er dort durch eine energische, zielbewußte Reformtätigkeit das Ansehen dieser Anstalt rasch auf eine schöne Höhe brachte und in der praktischen Ausbildung der jungen hessischen Geistlichen Hervorragendes geleistet hat. Die „Monatschrift für Pastoraltheologie", die er dann, zunächst noch mit Köstlin, herausgab, hat seinen Namen in den weitesten Kreisen der theologischen Wissenschaft und Praxis bekannt gemacht. Er konnte freilich gelegentlich darüber klagen, wieviel Zeit und Kraft gerade diese Tätigkeit ihm wegnehme. Und doch war es eine Arbeit, die ihm immer mehr lieb wurde, da sie ihm reiche und wertvolle persönliche Beziehungen bis über die Grenzen Deutschlands hinaus verschaffte. Welch hohe Wertschätzung sich seine Monatschrift erwarb, das geht deutlich daraus mit hervor, daß sie jetzt noch die einzige praktisch-theologische Zeitschrift ist, die im allgemeinen Niedergang der Zeitschriftenliteratur sich erhalten konnte.

Im Jahre 1907 wurde Wurster nach dem Tode Gottschicks als Professor für Praktische Theologie und Ethik und als Leiter der Evangelischen Predigeranstalt nach Tübingen berufen. Die Aufgaben, die hier auf ihn warteten, waren gerade auf ihn zugeschnitten. Hier hat er auch den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreicht. Er war in seinen Vorlesungen frisch und anregend, aber fast mehr noch dankten ihm die Studenten, die oft von weither kamen, die väterliche Güte im persönlichen Verkehr. Wissenschaftliche Forschung und praktisches Wirken, deren Vereinigung ihm immer am Herzen gelegen war, wurde hier vollends zu bleibender Einheit verbunden. Er besaß eine gründliche philosophische und theologische Gelehrsamkeit, aber er war kein Gelehrter, der sich mit praktisch unfruchtbaren Spezialuntersuchungen abgab. Seine ganze Einstellung war doch vorwiegend eine praktische. Noch im Jahre 1907 erschien eine Schrift über die praktische Vorbildung des evangelischen Theologen aus seiner Feder, die seine näheren Ziele aufstellte. Von den Bedürfnissen der Praxis geleitet war auch die starke Abkehr von der lange Zeit üblichen historischen Gestaltung der praktischen Theologie, die sich in seinen Vorlesungen immer mehr geltend machte, und gerade in seinen letzten Jahren nahm er die neu aufkommenden pädagogischen, religionspsychologischen und volkskundlichen Fragestellungen mit bereitwilligem Verständnis auf. Seine württembergische Kirchenkunde, die im Jahre 1919 erschien, zeigte besonders deutlich, wie vertraut er mit dem wirklichen Leben des Volkes war und wie meisterhaft er geistige Bewegungen auch in ihren feinsten Ausprägungen zu erkennen und deuten verstand. Die Schärfe des Blicks und die Offenheit der Betrachtungsweise kam ihm besonders auch als Mitglied der früheren Synode und späteren Landeskirchenversammlung zugute. Seine Tätigkeit dort war gerade deswegen von vielen so sehr geschätzt, weil er ein feines Verständnis hatte für das Wirkliche und tatsächlich Gegebene nicht nur, sondern auch für das, was möglich und erreichbar war. Wenn er auch mit dem schwäbischen Pietismus durch die Innere Mission verbunden war, so war er doch — auch theologisch anders gerichtet — durchaus kein kirchlicher Parteimann. Wer ihn genau kannte, mußte oft seine Weitherzigkeit bewundern, die nicht nur ein Beweis seiner überlegenen Klugheit war, sondern zugleich auf dem Grund einer tiefen und lebendigen, aber schlichten und natürlichen Frömmigkeit erwachsen war. Es darf in diesem Zusammenhang wohl auch Erwähnung finden, daß seine Predigten in der Stiftskirche nicht nur von Gebildeten, sondern auch von ganz einfachen Menschen hochgeschätzt waren, und daß sein Predigtbuch und seine

Morgen- und Abendandachten eine weit über Deutschland hinausreichende Verbreitung gefunden haben.

Die äußere und innere Not unseres Volkes hat er mit großem Schmerz empfunden und mit innigster Teilnahme mitgetragen. Mit selbstverständlicher Bereitwilligkeit hat er während des Krieges an der Seelsorge in den Tübinger Lazaretten sich beteiligt und dann als Vorsitzender des Roten Kreuzes eine Fülle von Sorge und Arbeit auf sich genommen. Und nach dem Krieg hat er sich als Mitglied der württembergischen verfassunggebenden Landesversammlung auch noch ins politische Leben gewagt. Er konnte und wollte nicht ruhen, konnte sich keinem Dienst, der von ihm begehrt wurde, entziehen. So war er ein Vorbild selbstloser Opferwilligkeit. Aber es war für seine Kraft doch zuviel. Mit erschütternder Plötzlichkeit wurde er in den ersten Tagen des neuen Jahres durch den Tod aus all seiner reichen Lebensarbeit herausgerissen. Er gehörte zu den Menschen, die sich verzehren müssen, die darum zu früh uns genommen, aber auch von vielen nicht nur geschätzt, sondern geliebt werden.